

Théophile Gautier
Avatar

Théophile Gautier

Avatar

Aus dem Französischen
und mit Anmerkungen versehen
von Jörg Alisch

Mit einem Nachwort
von Michael Roes



Matthes & Seitz Berlin

Kapitel 1

Niemand wusste so recht etwas anzufangen mit der Krankheit, die Octave de Saville langsam von innen heraus zerfraß. Er hütete nicht das Bett, sein Leben verlief in den gewohnten Bahnen, und obwohl nie eine Klage über seine Lippen kam, ging er doch für jedermann wahrnehmbar zugrunde. Auf die Fragen der Ärzte, die aufzusuchen ihn die Sorge seiner Eltern wie die seiner Freunde gleichermaßen zwang, konnte er keine konkreten Beschwerden benennen, und die Heilkunst konnte nicht das geringste beunruhigende Symptom bei ihm feststellen: Seine Brust klang beim Abhören ausgezeichnet, legte man das Ohr an, so ließ sich allenfalls eine kaum wahrnehmbare Unregelmäßigkeit des Herzschlags feststellen; er hatte keinen Husten und kein Fieber, aber doch wich das Leben von ihm und floh, um mit Terenz zu sprechen, durch eine jener unsichtbaren Spalten, über die der Mensch im Überfluss verfügt.

Von Zeit zu Zeit freilich ließ ihn eine sonderbare Ohnmacht erleichen: Er erstarrte wie eine kalte Marmorstatue, und für ein oder zwei Minuten hätte man ihn dann wirklich dafür halten können. Anschließend jedoch nahm das innere Uhrwerk, das eine geheimnisvolle Hand zuvor angehalten und nun wieder freigege-

ben hatte, seinen Gang wieder auf, und Octave schien aus einem Traum zu erwachen. Man hatte ihn zur Badekur geschickt, doch auch die Nymphen des Thermalbades vermochten ihm nicht zu helfen. Eine Reise nach Neapel bewirkte ebenfalls keine Besserung, und wo jedermann die wunderbare Sonne rühmte, da war sie ihm so schwarz vorgekommen wie die der Radierung Albrecht Dürers; die Fledermaus, auf deren Schwingen man das Wort *Melancholie* lesen kann, peitschte mit ihren staubigen Flügeln jenes strahlende Azurblau und schob sich flatternd zwischen das Licht und ihn; auf dem Kai della Mergellina, wo halbnackte Lazzaroni in der Sonne schmoren und ihre Haut mit einer bronzefarbenen Patina überziehen, hatte Eiseskälte von ihm Besitz ergriffen.

So war er denn in sein kleines Zuhause in der Rue Saint-Lazare zurückgekehrt und hatte nach außen hin sein gewohntes Leben wieder aufgenommen.

Dieses Zuhause war so behaglich eingerichtet, wie eine Junggesellen-Wohnung es nur sein kann. Doch so, wie jedes Interieur sich allmählich seinem Bewohner angleicht und vielleicht gar zum Spiegelbild seines Innenlebens wird, so hatte sich auch die Wohnung Octaves nach und nach verhärtet: Die Damastvorhänge waren ausgebleicht und ließen einzig noch ein gräuliches Licht durchscheinen. Die großen Pfingstrosensträuße verwelkten auf dem abgetretenen Weiß des Teppichs, das Gold der Rahmen, die einige Aquarelle und Skizzen alter Meister einfassten, hatte im Laufe der Zeit unter dem unerbittlichen Staub einen rötlichen Schimmer angenommen, und das Feuer, dem alle Lebenskraft ab-

handen gekommen war, rauchte erlöschend inmitten der Asche vor sich hin. Die alte Boule-Uhr mit ihren Intarsien aus Kupfer und grünem Schildpatt verschluckte das Geräusch ihres eigenen Tick-Tack, und die gelangweilten Stunden schlugen so leise, wie man im Zimmer eines Kranken spricht; die Türen fielen schweigend ins Schloss, und die Schritte der wenigen Besucher verhallten dumpf auf dem Bodenbelag. Obwohl ihnen nichts an zeitgemäßem Luxus fehlte, erstarb das Lachen doch von selbst auf der Schwelle zu jenen trübseligen, kalten und verdämmerten Räumen, durch die, einen Staubwedel unter dem Arm oder ein Tablett in der Hand, Jean, der Hausdiener Octaves, wie ein Schatten hindurchglitt, denn unbewusst hatte auch er sich von der Melancholie des Ortes anstecken lassen und war darüber einsilbig geworden. Boxhandschuhe, Fechtmasken und Florettdegen an den Wänden kündeten noch von Siegen, doch war es offensichtlich, dass sie lange keine Hand mehr angerührt hatte; flüchtig aufgenommen und wieder zur Seite gelegt, waren Bücher auf allen Möbelstücken ausgebreitet, als hätte Octave durch solch beiläufige Lektüre versucht, eine bestimmte fixe Idee zu betäuben. Ein angefangener Brief, dessen Papier mittlerweile vergilbt war und der seit Monaten darauf zu warten schien, zu Ende geschrieben zu werden, lag wie ein stummer Vorwurf mitten auf dem Schreibtisch. Obgleich bewohnt, machte die Wohnung den Eindruck völliger Verlassenheit: Das Leben hatte sich aus ihr zurückgezogen, und wer eintrat, dem wehte jener kalte Lufthauch entgegen, der Gräbern entströmt, wenn man sie öffnet.

In diesem düsteren Domizil, in das noch nie eine Frau die Spitze ihres Stiefels zu setzen gewagt hatte, fühlte sich Octave wohler als irgend sonst: In diesem Schweigen, dieser Traurigkeit und dieser Verlassenheit fand er sich wieder; obgleich er einige Male den Versuch unternommen hatte, an ihm teilzuhaben, ängstigte ihn des Lebens fröhliches Treiben: Nur noch niedergeschlagener kehrte er von den Maskenbällen, den Ausflügen und den Soupers, zu denen ihn seine Freunde entführt hatten, wieder nach Hause zurück; so hatte er es schließlich aufgegeben, gegen jenen rätselhaften Schmerz anzukämpfen, und ließ die Tage mit der Gleichgültigkeit dessen verstreichen, für den es kein Morgen mehr gibt. Ohne jeglichen Glauben an eine Zukunft, schmiedete er keinerlei Pläne und hatte, dessen Einverständnis voraussetzend, sein Leben schon stillschweigend Gott überantwortet. Doch fehlte, wer nun ein abgemagertes Gesicht mit hohlen Wangen, einen fahlen Teint, erlahmte Gliedmaßen und äußerlich sichtbare Auszehrung erwartet hätte, denn allenfalls einige gelblich-braune Druckstellen unter den Augenlidern, eine leichte orangefarbene Tönung um die Augenhöhlen herum und eine Ermattung der blaugeäderten Schläfen waren auszumachen. Einzig, dass in den Augen nicht das Leuchten der Seele aufblitzte, deren Wille, deren Zuversicht und deren Leidenschaft sich verflüchtigt hatten. Dieser tote Blick bildete einen seltsamen Kontrast zu dem jungen Gesicht, und der Anblick war quälender als die ausgemergelten Züge und die fiebergelühenden Augen, die gewöhnlich von Krankheit zeugen.

Bevor er auf jene Weise langsam verfiel, war Octave das gewesen, was man gemeinhin einen ansehnlichen jungen Mann nennt, und er war es noch immer: Seidig glänzend rahmten dichte und reich gelockte schwarze Haare seine Schläfen; unter den geschwungenen Wimpern leuchtete mitunter im Dunkelblau der breitgeschnittenen und samtigen Augen ein feuchter Schimmer auf; in ruhigen Augenblicken, wenn keine Erregung sie mit Leben erfüllte, waren sie von jener heiteren Gelassenheit, wie sie den Augen der Orientalen vor einem Café in Smyrna oder Konstantinopel zu eigen ist, wenn sie nach dem Genuss der Wasserpfeife ihre Haschischkügelchen drehen. Sein Teint war schon immer rein gewesen und erinnerte an jenen Hauch von Olivgrün auf dem Weiß der mediterranen Haut, die ihre Wirkung erst unter dem Schein des Lichtes entfaltet; seine Hand war von zerbrechlicher Feingliedrigkeit, sein Fuß schmal und von hohem Spann. Ohne der Mode vorauszueilen oder ihr hinterherzuhinken, kleidete er sich vorzüglich und wusste aufs Trefflichste, seine natürlichen Vorzüge ins rechte Licht zu rücken, und auch wenn er keinerlei Neigung zum Dandy oder zum Herrenreiter hatte, so hätte man ihn an der Eingangstür eines Jockey-Clubs doch mitnichten abgewiesen.

Wie aber kam es dann, dass ein junger Mann, der – am Anfang seines Lebens stehend, hübsch und wohlhabend – allen Grund gehabt hätte, glücklich zu sein, derart erbarmungswürdig dahinsiechte? All die sich anbietenden Vermutungen von Lebensüberdruß, von einer Verwirrung des Herzens durch den ungesunden Einfluss der gängigen

Romane der Zeit, von Nihilismus oder von drückenden Schulden, die ihm nach ausschweifenden Orgien einzig von seiner Jugend wie seinem Vermögen geblieben wären, entbehrten indessen jeder Grundlage. Da er ja nur wenige Freuden des Lebens ausgekostet hatte – wie hätte er da ihrer überdrüssig sein sollen? Er hatte keinen Spleen, war weder Romantiker noch Atheist noch Lebemann noch Prasser; sein Leben hatte bislang, wie das anderer junger Leute auch, aus einer Mischung von Studium und Zerstreuung bestanden: Des Morgens besuchte er die Seminare der Sorbonne, des Abends säumte er die Freitreppe des Opernhauses, um das Auf und Ab der großen Roben zu begutachten. Niemand wusste von einer ausgehaltenen Mätresse oder von einer Herzogin zu berichten, und er verzehrte seine Einkünfte, ohne dass jemals eine Überspanntheit sein Kapital gefährdet hätte, was sein Vermögensverwalter zu schätzen wusste. Mit anderen Worten: Er war eine in sich ruhende Persönlichkeit, und so lag es ihm fern, sich auf den Gletscher Manfreds zu werfen oder das Kohlebecken Escousses zu entfachen. Lassen wir also unseren Helden selbst von der Ursache des seltsamen Zustands berichten, in dem er sich befand und der die Wissenschaft der medizinischen Fakultät in Frage stellte, denn wir wagen nicht, sie einzugestehen, so unwahrscheinlich erscheint sie im Paris des 19. Jahrhunderts.

Da nun die herkömmlichen Mediziner mit ihrem Latein am Ende waren bei dieser sonderbaren Krankheit – das Sezieren der Seele hatte noch keinen Einzug gehalten in die Hörsäle der Anatomie –, zog man als letzte Lösung einen höchst eigenwilligen Arzt zu Rate, der nach einem

langen Aufenthalt aus Indien zurückgekehrt war und im Ruf stand, mit seinen Behandlungen wahre Wunder zu bewirken.

Octave, der wohl ahnte, dass dessen überlegener Scharfsinn durchaus in der Lage sein könnte, sein Geheimnis zu ergründen, schien den Besuch des Arztes zu fürchten und willigte erst auf das wiederholte Drängen seiner Mutter ein, Monsieur Balthazar Cherbonneau zu empfangen.

Als der Arzt eintrat, lag Octave halb hingestreckt auf einem Diwan; ein Kissen stützte seinen Kopf, ein zweites seinen Ellbogen, während ein drittes seine Füße bedeckte; eine lange arabische Tunika ohne Ärmel umhüllte ihn mit ihren weichen und flaumigen Falten; er las, oder zumindest hielt er ein Buch in der Hand, denn zwar waren seine Augen auf eine Seite gerichtet, doch nahmen sie dort nichts wahr, und trotz der Blässe zeigte sein Gesicht, wie wir bereits erwähnt haben, keine deutlichen Anzeichen von Krankheit. Eine flüchtige Untersuchung hätte keinen Anlass zur Sorge um den jungen Kranken gegeben, auf dessen Beistelltischchen anstelle der in solchen Fällen sonst üblichen Phiolen, medizinischen Gerätschaften, Arzneien, Gesundheitstees und anderen pharmazeutischen Utensilien eine Zigarrenkiste stand. Seine wenn auch etwas übermüdeten, so doch reinen Gesichtszüge hatten fast nichts von ihrer Anmut verloren, und Octave hätte den Anschein vermittelt, sich einer normalen Gesundheit zu erfreuen, wären da nicht in seinen Augen die unendliche Teilnahmslosigkeit und die unheilbare Verzweiflung gewesen.

So apathisch Octave auch war, so beeindruckte ihn doch das eigenartige Aussehen des Arztes. Monsieur Balthazar Cherbonneau hätte durchaus einer der phantastischen Erzählungen E.T.A. Hoffmanns entsprungen sein können, die nun verwunderten Blicks durch die farblose Wirklichkeit wandelt. Sein riesiger Schädel, der in seiner Kahlheit noch gewaltiger wirkte, schien das von der Sonne verkupferte Gesicht förmlich zu verschlingen. Glänzend wie Elfenbein, hatte dieser nackte Schädel sein Weiß behauptet, während sich auf dem Gesicht unter dem Einfluss der sengenden Sonne mehrere Schichten von Bräune überlagert hatten und ihm so den Farbton einer alten Eiche oder eines rauchgeschwärzten Bildes verliehen. Die glatten Flächen, die Aushöhlungen und die Ausstülpungen der Knochen zeichneten sich derart mächtig ab, dass das wenige Fleisch, das sie mit seinen tausend zerknitterten Falten bedeckte, an eine feuchte Haut erinnerte, die man über einen Totenkopf gespannt hatte. Die wenigen grauen Haare, die sich noch auf dem Hinterkopf herumtrieben und in drei dünnen Strähnen zusammenliefen, von denen zwei sich über den Ohren ringelten, wohingegen die dritte vom Nacken her auf dem Übergang zur Stirn ihr Leben aushauchte, riefen förmlich nach der früheren Lockenperücke oder der modernen Hundszahnperücke und krönten auf groteske Weise diese Nussknacker-Physiognomie. Doch das hervorstechendste Merkmal des Arztes, dem sich zu entziehen unmöglich war, waren seine Augen: Inmitten dieses vom Alter gegerbten, von glühenden Himmeln verkohlten und von langen Studien ausgezehrten Ledergesichts, in das sich

die Mühen der Wissenschaft wie die des Lebens gleichermaßen mit tiefen Furchen, strahlenförmigen Krähenfüßen und Falten, die sich dichter drängten als die Blätter eines Buches, eingegraben hatten, funkelten zwei türkisblaue Pupillen von einer Klarheit, einer Frische und einer Jugend, wie sie kaum vorstellbar waren. Diese blauen Sterne strahlten aus der Tiefe brauner Augenhöhlen und konzentrischer Membranen, deren fahlrote Ringe flüchtig an die Federn erinnerten, die, einem Heiligenschein gleich, die bei Tage blinden Augen der Eule umrahmen. Fast hätte man meinen können, der Arzt habe mit Hilfe eines Zaubertricks, den er den Brahmanen und Panditen abgelauscht hatte, die Augen eines Kindes geraubt, um sie sich in sein an eine Leiche gemahnendes Gesicht einzusetzen. Der Blick des Alten sprach die Sprache eines Zwanzigjährigen, der des jungen Mannes hingegen die eines Sechzigjährigen.

Sein Äußeres entsprach der klassischen Kleidung eines Arztes: Rock und Hose aus schwarzem Tuch, eine Seidenweste in derselben Farbe, und die Hemdbrust zierte ein schwerer Diamant, vermutlich das Geschenk irgendeines Radschah oder Nabob. Doch schlotterten die Kleidungsstücke um seinen Körper, als habe man sie an einem Kleiderständer festgenagelt, und als der Doktor sich setzte, warfen sie senkrechte Falten, die von seinen Oberschenkelknochen und Schienbeinen in spitzen Winkeln durchbrochen wurden. Eine solch abnorme Magerkeit freilich konnte ihre Ursache nicht allein in der verzehrenden Sonne Indiens haben: Zweifelsohne hatte sich Balthazar Cherbonneau mit ausgedehntem Fasten

gewissen Initiationsriten der Fakire unterworfen und neben den Yogis zwischen den vier glühenden Kohlebecken auf dem Gazellenfell gekauert; indessen jedoch hatte dieser Verlust an Substanz nicht die geringste Schwäche zur Folge: Fest und gespannt wie die Saiten auf dem Hals der Violine, verbanden die Sehnen der Hände die fleischlosen Knöchelchen der Finger miteinander, so dass sie sich ohne allzudeutliches Knirschen bewegten.

Der Arzt nahm auf dem Sessel Platz, den ihm Octave mit der Hand bedeutet hatte, wobei er sich mit Bewegungen, die die inzwischen zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit des Hockens auf geflochtenen Matten erkennen ließen, wie ein Zollstock zusammenfaltete. Während das Licht das Gesicht des Patienten voll beschien, wandte ihm Monsieur Cherbonneau in dieser Haltung den Rücken zu und befand sich so in einer Position, die die Untersuchung begünstigt und die – eher brennend daran interessiert zu sehen, als selbst gesehen zu werden – Beobachter deshalb bevorzugen. Obwohl das Gesicht des Doktors zur Gänze im Dunkel lag und einzig seine runde und wie ein gigantisches Straußenei glänzende Schädeldecke einen Lichtstrahl auf seinem Wege einfing, konnte Octave doch das Funkeln der eigenartigen blauen Pupillen ausmachen, denen wie phosphorisierenden Körpern ein eigenes Leuchten gegeben schien: Ein scharfer, heller Strahl schoss aus ihnen hervor und traf den jungen Patienten mit voller Wucht, was bei diesem jenes Gefühl kribbelnder Wärme hervorrief, wie sie ein Brechmittel bewirkt.

»Nun denn, mein Herr«, sagte der Arzt nach einem kurzen Augenblick des Schweigens, während dessen er

die Ergebnisse seiner ersten oberflächlichen Untersuchung zusammenzufassen schien, »ich sehe schon, dass es sich bei Ihnen nicht um einen Fall von gängiger Pathologie handelt. Sie leiden an keiner jener Krankheiten, wie sie mit ihren allseits bekannten Symptomen in den Lehrbüchern stehen und die der Arzt entweder heilt oder aber noch verschlimmert, und nachdem ich mich einige Minuten mit Ihnen unterhalten habe, werde ich Sie mitnichten um ein Stück Papier bitten, um darauf, am Ende besiegelt mit einer unleserlichen Unterschrift, eine wirkungslose Verordnung aus dem *Kodex* zu kritzeln, die Ihr Kammerdiener anschließend zum Apotheker an der Ecke trägt.«

Octave lächelte schwach, als wolle er Monsieur Cherbonneau dafür danken, dass er ihn mit unnützen und überflüssigen Medikationen verschonte.

»Freuen Sie sich aber dennoch nicht zu früh«, fuhr der Arzt fort, »denn auch wenn Sie keine Herzerweiterung haben und keine Tuberkulose, auch, wenn Sie nicht an Knochenmarksauflösung, Gehirnerweichung, an Typhus- oder Nervenfieber leiden, so heißt das noch längst nicht, dass Sie sich bester Gesundheit erfreuen. Geben Sie mir Ihre Hand!«

In der Annahme, Monsieur Cherbonneau wolle ihm den Puls fühlen, krepelte Octave den Ärmel seines in arabischer Art geschnittenen Hemdes hoch, legte sein Handgelenk frei und hielt es teilnahmslos hin, während er darauf wartete, dass der Arzt die Uhr mit dem Sekundenzeiger aus der Tasche ziehen würde. Doch statt mit dem Daumen nach jenem manchmal schnelleren, manchmal

verlangsamten Rhythmus zu suchen, der anzeigt, ob die Lebensuhr des Menschen noch gleichmäßig läuft, nahm Monsieur Cherbonneau die geäderte, feingliedrige und schweißfeuchte Hand des jungen Mannes in seine Pfote, deren knochige Finger an die Scheren des Krebses erinnerten, betastete sie, massierte sie und knetete sie durch, als wolle er auf diese Weise eine Art magnetischer Verbindung mit dem Objekt seiner Untersuchung aufnehmen. Bei aller Distanz, die Octave der medizinischen Kunst gegenüber empfand, wurde er doch, ohne, dass er etwas hätte dagegen tun können, Opfer eines ängstlichen Gefühls, schien es ihm doch, als sauge ihm der Arzt mit diesem Druck die Seele heraus, und das Blut wich gänzlich aus seinem Gesicht.

»Mein lieber Monsieur Octave«, sagte der Arzt, während er die Hand des jungen Mannes wieder freigab, »Ihre Lage ist noch ernster, als Sie vielleicht annehmen, und die Wissenschaft – zumindest die herkömmliche europäische – ist in diesem Fall völlig hilflos: Der Lebenswille ist Ihnen verloren gegangen, und Ihre Seele löst sich allmählich von Ihrem Körper. Sie sind kein Hypochonder und leiden nicht an chronischer Melancholie oder gar einer Depression, die zum Selbstmord führen könnte – nein, Sie sind ein äußerst seltener und ein äußerst interessanter Fall und werden, wenn ich nichts dagegen unternehme, sterben, ohne dass man eine innere oder äußere Verletzung dafür verantwortlich machen könnte. Es war allerhöchste Zeit, dass Sie sich an mich gewandt haben, denn Ihre Seele hängt nur noch mit einem Seidenfaden an Ihrem Leib. Wir aber werden daraus einen festen Knoten

binden«, sagte der Arzt und rieb sich vergnügt die Hände, während ein Lächeln, das eher einer Grimasse glich, die tausend Runzeln seines Gesichts umtrieb.

»Monsieur Cherbonneau, ich weiß nicht, ob Sie mich heilen werden, und um ehrlich zu sein: Es verlangt mich auch nicht danach. Doch ich muss zugeben, dass Sie das Geheimnis der Verfassung, in der ich mich befinde, auf Anhieb durchdrungen haben. Es kommt mir so vor, als sei mein Körper porös geworden und als könne er mein Ich so wenig halten wie die Löcher eines Siebes das Wasser. Ich habe das Gefühl, als zerflößen mir die Grenzen zur äußeren Welt, und es fällt mir schwer, zwischen mir und der Umgebung, in der ich mich bewege, zu unterscheiden. Das Leben, dessen schale Normen ich, um meine Eltern und meine Freunde nicht zu enttäuschen, soweit wie irgend möglich einhalte, scheint mir so fern von mir selbst zu liegen, dass ich nur zu häufig glaube, mich schon außerhalb der Sphäre des Menschlichen zu befinden: Wenn ich gehe, wenn ich komme, so aus Motiven, die mich einst bestimmt haben und deren Impulse mich mechanisch noch immer antreiben, ohne dass ich jetzt freilich selbst Anteil hätte an dem, was ich tue. Ich speise zur gewohnten Zeit und erwecke dabei den Eindruck, zu essen und zu trinken, obwohl ich selbst gegen die pikantesten Gerichte und die kräftigsten Weine abgestumpft bin; das strahlende Licht der Sonne kommt mir so fahl vor wie das des Mondes, und die Kerze leuchtet mir mit schwarzer Flamme. An den heißesten Tagen des Sommers fröstelt es mich, und bisweilen ergreift eine innere Totenruhe von mir Besitz, als habe mein Herz

aufgehört zu schlagen und als sei das Räderwerk meines Lebens von unbekannter Hand angehalten worden. Falls die Verstorbenen noch eine Empfindung haben sollten, so kann der Tod kaum anders sein als dieser Zustand.«

»Sie leiden an einer chronischen Lebensunfähigkeit«, erwiderte der Arzt, »einer Krankheit des Herzens, die weiter verbreitet ist, als man gemeinhin annimmt. Denn wenn auch die kümmerlichen Methoden, über die die konventionelle Wissenschaft verfügt, nicht in der Lage sind, seinem zerstörerischen Werk auf die Schliche zu kommen, so wohnt doch dem Gedanken eine Kraft inne, die töten kann wie Blausäure oder wie der Funken der Leydenschen Flasche. Welcher Kummer hat seinen gekrümmten Schnabel in Ihre Leber geschlagen? Welches hochfliegendes Ziel hat Sie insgeheim zerbrochen und zurückgeschleudert auf die Erde? Über welche bitterere Verzweiflung brüten Sie in ihrer Apathie? Ist es Machthunger, der Sie martert? Haben Sie willentlich eine Bestimmung aufgegeben, weil sie außerhalb des menschlichen Vermögens liegt? Dafür freilich sind Sie zu jung. War es eine Frau, die Sie zum Narren gehalten hat?«

»Nein, Herr Doktor, nicht einmal dieses Glück war mir vergönnt.«

»Und doch«, fuhr Monsieur Balthazar Cherbonneau fort, »lese ich aus Ihren stumpfen Augen, aus der verzagten Haltung Ihres Körpers und aus dem dumpfen Klang Ihrer Stimme den Titel eines Shakespeare-Stückes so überdeutlich heraus, als sei er mit goldenen Lettern in den Lederrücken eines Buches geprägt.«

»Und welches Stück übersetze ich da, ohne davon zu wissen?«, fragte Octave, der, ohne es selbst zu wollen, neugierig geworden war.

»*Love's labour's lost*«, erwiderte der Arzt mit einer makellosen Aussprache, die den langen Aufenthalt in den englischen Besitzungen in Indien verriet.

»Wenn mich nicht alles täuscht, bedeutet das ›*Verlorene Liebesmüh*‹.«

»Genau das bedeutet es.«

Octave antwortete nicht; eine leichte Röte flog über seine Wangen, und um seine Verlegenheit zu überspielen, beschäftigte er sich ausgiebig mit der Quaste seiner Gürtelschnur. Der Arzt hatte ein Bein über das andere geschlagen, was an die gekreuzten Knochen erinnerte, wie man sie auf Grabsteine meißelt, und hielt nach der Sitte des Orients den Fuß mit der Hand. Seine blauen Augen fixierten die Octaves und befragten sie mit einem gleichermaßen gebieterischen wie milden Blick.

»Nun denn«, sagte Monsieur Balthazar Cheronneau, »öffnen Sie mir Ihr Herz, ich bin der Arzt der Seelen, Sie sind mein Patient, und wie der katholische Priester einem Sünder, so werde auch ich Ihnen eine umfassende Beichte abverlangen, und Sie können sie ablegen, ohne dafür auf die Knie fallen zu müssen.«

»Wozu? Selbst wenn Sie richtig geraten haben sollten, so würden meine Schmerzen doch nicht im Geringsten dadurch gelindert, dass ich Ihnen darüber Rechenschaft ablege. Mein Kummer ist nicht von der beredten Art; keine menschliche Macht und nicht einmal die Ihre würde mich zu heilen vermögen.«

»Mag sein«, sagte der Arzt und rückte sich in seinem Sessel zurecht wie jemand, der sich anschickt, Zeuge eines längeren Bekenntnisses zu werden.

»Es würde mir nicht gefallen«, hob Octave wieder an, »wenn Sie mir kindischen Trotz nachsagen könnten und Ihnen mein Schweigen den Anlass lieferte, sich die Hände in Unschuld über mein Dahinscheiden zu waschen. Aber da Sie darauf bestehen, werde ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Ihren Kern haben Sie ja bereits erraten, und deshalb werde ich Ihnen auch die Details nicht vorenthalten. Erwarten Sie aber keine Sensationen und auch keinen Roman, denn es geht um eine recht schlichte Geschichte, wie sie alle Tage vorkommt und eigentlich recht abgeschmackt ist, doch von der es in Heinrich Heines ›Buch der Lieder‹ treffend heißt: ›Und wem sie just passiert, dem bricht das Herz entzwei‹. Um ehrlich zu sein: Ich schäme mich, jemandem, der in den sagenumwobensten und mystischsten Regionen der Welt gelebt hat, von einer derart gewöhnlichen Angelegenheit zu berichten.«

»Nur keine Sorge«, sagte der Arzt mit einem Lächeln, »einzig noch das Gewöhnliche ist es, das für mich etwas Außergewöhnliches an sich hat.«

»Nun, ja, Herr Doktor, es ist die Liebe, die mich umbringt.«

Erste Auflage Berlin 2011

© 2011 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

www.matthes-seitz-berlin.de

Druck & Bindung: CPI Moravia, Czech Republic

ISBN 978-3-88221-548-9